

Norbert Elias  
Gesammelte Schriften

Herausgegeben im Auftrag  
der Norbert Elias Stichting  
Amsterdam

von

Reinhard Blomert  
Heike Hammer  
Johan Heilbron  
Annette Treibel  
Nico Wilterdink

Band 5

Bearbeitet von Annette Treibel

Norbert Elias  
Was ist Soziologie?

Suhrkamp

Wie man im Englischen sagt: »The tail wags the dog.« Wenn sich die Erforschung von Figurationsprozessen, die komplexen Spielverläufen ähneln, als soziologische Aufgabe erweist, dann muß man statistische Hilfsmittel zu entwickeln suchen, die dieser Aufgabe angemessen sind.

Mit dem Begriff der Figuration lenkt man die Aufmerksamkeit auf die Interdependenzen der Menschen. Die Frage ist, was Menschen eigentlich in Figurationen zusammenbindet. Fragen dieser Art aber kann man nicht beantworten, wenn man zunächst einmal alle einzelnen Menschen für sich betrachtet, als ob jeder von ihnen ein »homo clausus« wäre. Damit bleibt man auf der Ebene der Einzelmenschenwissenschaften, der Psychologie und der Psychiatrie etwa, denen ja auch im Zusammenhang mit bestimmten theoretischen Vorstellungen des Behaviorismus der Begriff der »behavioral science« entstammt. Man reduziert mit anderen Worten auf diese Weise alle spezifisch soziologischen auf sozialpsychologische Probleme. Man unterstellt stillschweigend, daß Gesellschaften, daß Figurationen, die interdependente Menschen miteinander bilden, im Grunde nichts anderes sind als Häufungen individueller Atome. Vielleicht hilft das Beispiel der Karten- und Fußballspiele ein wenig, die Mängel einer solchen Hypothese sichtbarer zu machen. Zum Teil beruht die atomistische Vorstellung von der Gesellschaft sicherlich auf dem Unvermögen, sich vorzustellen, daß aus der Verflechtung des Verhaltens von vielen einzelnen Menschen spezifische Verflechtungsstrukturen erwachsen, ob es sich nun um Ehen oder Parlamente, um Wirtschaftskrisen oder Kriege handelt, die sich nicht durch Reduktion auf das Verhalten der einzelnen Beteiligten verstehen oder erklären lassen. Eine solche Reduktion bedeutet ein Verkennen der relativen Autonomie des Gegenstandsgebietes der Soziologie und damit auch der Soziologie selbst gegenüber der Psychologie.

## 5. Kapitel Verflechtungszusammenhänge – Probleme der sozialen Bindungen

### Affektive Bindungen

Mit dem Begriff der Figuration rückt also das Problem der menschlichen Interdependenzen ins Zentrum der theoretischen Fragestellung der Soziologie. Was ist es, das Menschen aufeinander angewiesen, voneinander abhängig macht? Es handelt sich um ein weitgespanntes und vielschichtiges Problem, dem man in diesem Rahmen nicht gerecht werden kann. Offenbar sind die Abhängigkeiten der Menschen voneinander auf verschiedenen Entwicklungsstufen der Gesellschaft nicht in jeder Hinsicht identisch. Aber man kann zumindest versuchen, die eine oder die andere der universalen Abhängigkeiten herauszuheben, und kurz anzuzeigen, in welcher Weise sich die Interdependenzen von Menschen im Zuge der zunehmenden gesellschaftlichen Differenzierung und der entsprechend wachsenden Mehrstöckigkeit der Gesellschaften wandeln.

Es gibt heute eine weitverbreitete Meinung, die es so erscheinen läßt, als ob die biologischen Eigentümlichkeiten der Menschen zum Unterschied von denen der subhumanen Lebewesen bei den Gesellschaftsbildungen keine Rolle spielen. Ein bestimmter Typ soziologischer Theorien stellt z. B. menschliche Normen als den entscheidenden, den eigentlich integrierenden, gesellschaftsbildenden Faktor dar. Das läßt es in der Tat so erscheinen, als ob nichts an der biologischen Ausstattung von Menschen zu ihren Angewiesenheiten aufeinander beitrage. Normen sind ganz ohne Zweifel nicht biologisch fixiert. Auch was zuvor über die für den Menschen charakteristische Lockerung der angeborenen Verhaltensformen gesagt wurde – jene Lockerung, die es möglich macht, daß menschliche Gesellschaften sich entwickeln können, wenn

die Menschen, als biologische Gattung betrachtet, sich nicht entwickeln –, könnte dahin verstanden werden, als ob die biologische Ausstattung der Menschen in bezug auf die soziale Bindung der Menschen aneinander keine Rolle spiele. Wenn man, wie z. B. Talcott Parsons, die Unabhängigkeit der menschlichen Persönlichkeitsstruktur relativ zu der Gesellschaftsstruktur einfach als Postulat annimmt,<sup>43</sup> dann ist es nicht verwunderlich, wenn man auch die Tatsache, daß der menschliche Körper eine Quelle »motivierender Energien« ist und für uns »reward objects« – also lohnende Befriedigungen – bereithält, ebenfalls als ein Zeichen für die Unabhängigkeit des Individuums betrachtet. Parsons ist nicht der einzige Theoretiker, der die Tatsache, daß das eigene körperliche Gefühl ganz dem einzelnen Menschen zu eigen ist, als Zeugnis dafür betrachtet, daß der Mensch gleichsam schon von Natur ein vereinzelt, ganz auf sich gestelltes Wesen ist. So stark ist in diesem Fall die Vorstellung vom Menschen als einem allein stehenden Einzelwesen, daß die naheliegende Tatsache vergessen wird, daß das Streben eines Menschen nach Befriedigung von vornherein auf andere Menschen gerichtet ist und daß die Befriedigung selbst nicht allein vom eigenen Körper, sondern in sehr hohem Maße auch von anderen Menschen abhängig ist. Dies ist in der Tat eine der universalen Interdependenzen, die Menschen sozial aneinander binden.

Dabei ist es ganz sicher unrichtig, sich vorzustellen, daß diese elementare, in der biologischen Konstitution begründete Ausgerichtetheit des einzelnen Menschen auf andere sich auf die Befriedigung sexueller Bedürfnisse beschränkt. Es gibt eine Fülle von Beobachtungen, die darauf hinweisen, daß Menschen über die gegenseitige Befriedigung sexueller Bedürfnisse hinaus andere Menschen für eine ganze Skala von weiteren Gefühlsbefriedigungen benötigen. Man braucht hier nicht auf die Frage einzugehen, ob die außerordentlich vielfältigen und nuancenreichen Gefühlsbindungen, die Menschen miteinander eingehen, ihrem Ursprung nach libidinöser Natur sind. Es gibt gute Gründe für die Annahme, daß

Menschen der emotionalen Stimulation durch andere Menschen bedürfen, selbst wenn ihre sexuellen Valenzen in einer dauernden Beziehung ihre Verankerung gefunden haben. Das kann man sich modellartig am besten vergegenwärtigen, wenn man sich jeden Menschen zu einer gegebenen Zeit als ein Wesen mit vielen Valenzen vorstellt, die sich auf andere Menschen richten, von denen einige in anderen Menschen ihre feste Bindung und Verankerung gefunden haben, andere dagegen, frei und ungesättigt, auf der Suche nach Bindung und Verankerung in anderen Menschen sind. Wenn man versucht, das Menschenbild des »homo clausus« durch das des »offenen Menschen« zu ersetzen, bietet der Begriff der auf andere Menschen gerichteten affektiven Valenzen einen fruchtbaren Ansatz.<sup>44</sup>

Vielleicht kann man das durch ein einfaches Beispiel erläutern. Man denke an einen Menschen, der eine Person, die er liebt, durch den Tod verloren hat. Es ist ein Beispiel, das die Reorganisation der Wahrnehmung demonstriert, die nötig ist, um die eigentümliche Permanenz der elementaren gefühlsmäßigen Interdependenzen zwischen Menschen zu verstehen. Wenn man von sexuellen Bindungen redet, dann rückt man einen sehr zentralen, aber dennoch relativ kurzen und vorübergehenden Aspekt der Beziehungen von Menschen allein in den Vordergrund. Was für menschliche Gefühlsbindungen charakteristisch ist, ist die Möglichkeit affektiver Permanenz über den Sexualakt hinaus und die Möglichkeit sehr starker emotionaler Bindungen verschiedenster Art ohne sexuelle Tönung.

Bei der Erforschung der menschlich-gesellschaftlichen Integrationsebene hat man es also mit Zusammenhängen zu tun, die sich mit den für die Erforschung von relativ niedrigeren Integrationsebenen zureichenden Kategorien nicht in angemessener Weise erfassen lassen. Der Tod der geliebten Person bedeutet nicht, daß etwas in der gesellschaftlichen »Außenwelt« des Überlebenden geschehen ist, das als »äußere Ursache« auf sein »Inneres« einwirkt; es genügt nicht einmal,

zu sagen, daß etwas »dort« geschehen ist, was »hier« eine Wirkung hat. Die Gefühlsbeziehung zwischen dem Überlebenden und der geliebten Person wird durch solche Kategorien nicht getroffen. Der Tod der letzteren bedeutet, daß er ein Stück seiner selbst verloren hat. Eine der Valenzen in der Figuration seiner gesättigten und ungesättigten Valenzen hatte sich in der anderen Person verankert. Und nun ist sie tot. Ein integrales Stück seiner selbst, seines »Ich und Wir«-Images, ist weggebrochen.

Die Valenz, die sich dort verankert hatte, ist abgerissen. Nicht sie allein ändert sich damit, die spezifische Figuration der Valenzen des Überlebenden, sein ganzes persönliches Beziehungsgeflecht verändert mit dem Tod der geliebten Person seine Balance. Die Beziehung zu einer anderen Person, die im persönlichen Beziehungsgeflecht des Überlebenden, in der Figuration seiner Valenzen zuvor einen marginalen Platz hatte, gewinnt vielleicht eine Gefühlswärme, die sie nie zuvor besaß. Das Verhältnis zu anderen, die vielleicht als Katalysatoren oder als wohlwollende Randfiguren in der Beziehung des Überlebenden zu der toten Person eine spezifische Funktion für ihn hatten, mag sich nun abkühlen. So kann man in der Tat sagen: Eine geliebte Person stirbt, und die ganze Figuration der Valenzen des Überlebenden, die ganze Balance seines Beziehungsgeflechts ändert sich.

Dieses Beispiel lenkt die Aufmerksamkeit wieder auf die fundamentale Ausgerichtetheit eines Menschen auf andere. Der spezifische Charakter dieser Ausgerichtetheit, ihre Festlegung in mehr oder weniger stereotypen und fixierten Verhaltensweisen, denen man in subhumanen Gesellschaften begegnet, ging verloren, aber durchaus nicht diese Ausgerichtetheit selbst, das tiefliegende emotionale Bedürfnis eines Menschen nach der Gesellschaft von anderen Angehörigen seiner Gattung. Die Sexualität ist nur die stärkste, die demonstrativste Form, in der sich dieses Bedürfnis zeigt. Der Automatismus der Verhaltensweisen ist zum größeren Teil verschwunden. Die biologisch vorgegebenen Antriebe, die nun

durch Lernen, durch Erfahrung, durch sublimierende Vorgänge außerordentlich modifizierbar geworden sind, bestehen fort. Es gibt wenig Berechtigung dafür, die biologische Konstitution des Menschen als etwas zu betrachten, das sich nur auf das »Individuum«, aber nicht auf die »Gesellschaft« bezieht und das dementsprechend beim Studium der Soziologie keine Beachtung zu finden braucht.

Die Erörterung solcher Probleme ist vor allem auch deswegen von Bedeutung, weil sie zur Klärung der Frage danach beiträgt, was Menschen aneinander bindet und ihre Interdependenz begründet. Soziologen sind gewohnt, die Bindungen der Menschen vor allem aus der »Sie«-Perspektive zu sehen. So kann man z. B., wie Durkheim es getan hat, die gesellschaftlichen Bindungen der Menschen vor allem im Zusammenhang mit der zunehmenden Spezialisierung der Arbeit sehen, die Menschen mehr und mehr aufeinander angewiesen macht. Das sind wichtige Einsichten; auch hier wird noch von den »wirtschaftlichen« Bindungen zu reden sein. Aber man kann dem Problem der gesellschaftlichen Interdependenzen nicht gerecht werden, wenn man sich allein auf die relativ unpersönlichen Interdependenzen beschränkt. Man gewinnt ein vollständigeres Bild erst dann, wenn man die persönlichen Interdependenzen, und vor allem die emotionalen Bindungen der Menschen aneinander, als Bindemittel der Gesellschaft in den Bereich der soziologischen Theorie miteinbezieht.

Die Tragweite dieser persönlichen Aspekte menschlicher Bindungen tritt vielleicht noch nicht scharf genug hervor, wenn man sie am Beispiel des persönlichen Beziehungsgeflechts eines einzelnen Menschen demonstriert. Aber ohne diesen Rückgang auf das persönliche Beziehungsgeflecht eines einzelnen Menschen, wie es sich von ihm selbst aus gestaltet, wie es auch aus der »Ich«-Perspektive empfunden wird, kann man eine Fülle von weiterspannten Interdependenzen nicht verstehen, die auf persönlichen Gefühlsbindungen beruhen. In kleinen gesellschaftlichen Einheiten, die

vergleichsweise wenige Menschen umfassen, mögen die persönlichen, aus der »Ich«-Perspektive erlebten Beziehungsgeflechte aller einzelnen Menschen jeweils alle Menschen der Einheit umfassen. Die Figuration der jeweils gesättigten und ungesättigten Valenzen jedes einzelnen Menschen ist gewiß auch hier verschieden von der jedes anderen. Aber die Figuration umfaßt – solange die Einheit klein bleibt – den ganzen Stamm. Wenn die gesellschaftlichen Einheiten größer und vielstöckiger werden, begegnet man neuen Formen der Gefühlsbindungen. Sie heften sich nicht nur an Personen, sondern in zunehmendem Maße auch an Symbole der größeren Einheiten, an Wappen, an Fahnen und an gefühlsgeladene Begriffe.

Diese emotionalen Bindungen der Menschen aneinander durch die Vermittlung symbolischer Formen haben für die Interdependenz der Menschen keine geringere Bedeutung als die zuvor erwähnten Bindungen auf Grund zunehmender Spezialisierung. In der Tat sind die verschiedenen Typen der affektiven Bindungen unabtrennbar. Die emotionalen Valenzen, die Menschen, sei es direkt in »face-to-face«-Beziehungen, sei es indirekt durch die Verankerung in gemeinsamen Symbolen, aneinander binden, stellen eine Bindungsebene spezifischer Art dar. Sie verknüpfen sich in mannigfacher Weise mit Typen der Bindung, die eine andere, weniger von der Einzelperson ausgehende Interdependenzebene repräsentieren. Sie machen das erweiterte »Ich und Wir«-Bewußtsein des einzelnen Menschen erst möglich, das nicht nur bei kleinen Stämmen, sondern auch bei großen, viele Millionen umfassenden Einheiten, etwa bei Nationalstaaten, ein bisher anscheinend unentbehrliches Bindemittel für deren Zusammenhalt bildet. Diese Verankerung individueller Valenzen in solchen großen gesellschaftlichen Einheiten hat sehr oft die gleiche Intensität wie die Verankerung in einer geliebten Person. Auch in diesem Fall wird das einzelne derart gebundene Individuum aufs tiefste erschüttert, wenn die geliebte Gesellschaftseinheit zerstört oder besiegt wird, an Wert und

an Würde verliert. Es gehört zu den großen Lücken der älteren theoretischen Soziologie unserer Tage, daß ihre Forschungen sich so gut wie immer auf die »Sie«-Perspektiven der Gesellschaft beziehen und kaum je systematisch mit präzisen begrifflichen Werkzeugen auch die »Ich«- und die »Wir«-Perspektiven in die Untersuchung miteinbeziehen.

### Staatliche und berufliche Bindungen

Soziologische Aussagen über Gesellschaften beziehen sich heute gewöhnlich in erster Linie auf Gesellschaften, die als Staaten oder als Stämme organisiert sind. Aber die Auswahl dieser bestimmten Gesellschaftstypen als Quelle für das, was man über *die* Gesellschaft oder *das* soziale System schlecht hin sagt, wird kaum je gerechtfertigt. Warum wählt man nicht als Modell für die Gesellschaft etwa das Dorf oder die Stadt aus oder, wie es im 19. Jahrhundert oft genug geschah, die menschliche Gesellschaft als Ganzes? Was gibt solchen Integrationen wie Staaten und Stämmen die besondere Bedeutung, die es beinahe als selbstverständlich erscheinen läßt, daß man sich in Gedanken auf sie bezieht, wenn man vom gesellschaftlichen »Ganzen« spricht?

Wenn man solche Fragen zu beantworten sucht, kann man zunächst darauf hinweisen, daß Staaten und Stämme in besonderem Maße die Objekte gemeinsamer Identifizierungen, gemeinsame Objekte der Bindung individueller Valenzen sind. Warum aber haben die emotionalen Bindungen an die Staatsgesellschaft, heute an Nationalstaaten, in spezifischer Weise einen Vorrang vor den Bindungen an andere Figurationen, während auf anderen Stufen der Gesellschaftsentwicklung vielleicht Städte oder Stämme oder auch Dörfer einen entsprechenden Vorrang besaßen?

Wenn man untersucht, was die verschiedenen Figurationen, die auf unterschiedlichen Stufen diesen Typ emotionaler Bindung der sie bildenden Individuen an sich ziehen, miteinan-

der gemeinsam haben, findet man zunächst einmal, daß sie alle Einheiten sind, die den Gebrauch von physischer Gewalt in den Beziehungen ihrer Angehörigen zueinander einer verhältnismäßig scharfen Kontrolle unterwerfen, während sie zugleich ihre Angehörigen auf den Gebrauch von physischer Gewalt in Beziehung zu Nichtangehörigen vorbereiten und sie in vielen Fällen dazu ermutigen. *Es fehlt bisher in der Soziologie ein klarer Begriff für die Gemeinsamkeiten dieses Integrationstyps auf verschiedenen Stufen der gesellschaftlichen Entwicklung.* Seine Funktion ist offensichtlich, es handelt sich hierbei um Zusammenschlüsse von Menschen zur gemeinsamen Verteidigung ihres Lebens und des Überlebens ihrer Gruppe gegen Angriffe von anderen Gruppen oder auch zum gemeinsamen Angriff auf andere Gruppen aus Gründen mannigfacher Art. Die primäre Funktion des Zusammenschlusses ist also der Schutz vor der physischen Vernichtung durch andere oder die physische Vernichtung von anderen. Verteidigungs- und Angriffspotentiale solcher Einheiten sind unabtrennbar. Nennen wir sie also »Schutz- und Trutz-Einheiten« oder »Überlebenseinheiten«. Auf der gegenwärtigen Stufe der Gesellschaftsentwicklung bilden die Nationalstaaten ihre Repräsentanten. Morgen werden es vielleicht die Integrationen mehrerer ehemaliger Nationalstaaten sein.<sup>45</sup> Früher waren es Stadtstaaten oder die Bewohner einer Burg. Die Größe und Struktur wechselt. Die Funktion bleibt die gleiche. Auf jeder Stufe hebt die Bindung und Integration von Menschen zu Verteidigungs- und Angriffseinheiten diesen Verband aus allen anderen heraus. Diese Überlebensfunktion oder der Gebrauch physischer Gewalt gegen andere schafft unter Menschen Interdependenzen spezifischer Art. Sie spielen für die gesellschaftlichen Strukturen, für die Interdependenz der Menschen, für die Figurationen, die sie miteinander bilden, keine größere, aber auch keine geringere Rolle als die beruflichen Bindungen. Sie lassen sich weder auf »ökonomische« Funktionen reduzieren, noch lassen sie sich von ihnen trennen.

Es ist charakteristisch für die Perspektive eines Europäers im 19. Jahrhundert, dem die Gefahr, daß Menschen auf Grund einer spezifischen Machtverteilung im Innern des Staates Hungers sterben können, unmittelbar vor Augen stand, in dessen Erfahrungsbereich aber die Gefahr, von äußeren Feinden unterworfen oder getötet zu werden, allenfalls eine marginale Rolle spielte – es ist charakteristisch für Marx, daß er schärfer und klarer als irgendein Mensch vor ihm die Interdependenzen erkannte, die sich aus der berufsteiligen Produktion von Nahrungsmitteln und anderen Gütern ergeben, und daß er dementsprechend auch klarer als seine Vorgänger die Struktur der Konflikte begriff, die mit der Monopolisierung von Produktionsmitteln durch bestimmte Gruppen zusammenhängen. Aber es ist nicht weniger charakteristisch für Marx, daß er die Gefahr der physischen Vernichtung oder Unterjochung einer Menschengruppe durch die physische Gewaltanwendung einer anderen als Grundlage für spezifische Formen der gesellschaftlichen Integration und Interdependenz in ihrer Bedeutung verkannte. Es entsprach einer ganz spezifischen Stufe der Entwicklung industrieller Gesellschaften, daß Marx glaubte, man könne die Machtmittel und die Funktion des Staates als Derivate der Machtmittel und der Funktionen von bürgerlichen Unternehmergruppen erklären, also als Derivat des Klasseninteresses jener Berufsgruppen, denen der Begriff der Wirtschaft und des Wirtschaftlichen seine spezifische Bedeutung verdankt. Es war zu der Zeit, in der Marx schrieb, noch eine verhältnismäßig neue Idee, daß bestimmte Formen der Interdependenz, die mit den spezialisierten beruflichen Tätigkeiten von Unternehmerschichten aufs engste verbunden waren, eine Eigengesetzlichkeit und eine gewisse Autonomie gegenüber allen anderen gesellschaftlichen Tätigkeiten besaßen. Die Erkenntnis der Autonomie dessen, was man mit einem damals noch relativ neuen Namen die »ökonomische« Sphäre nannte, hing auf der einen Seite mit der Entwicklung der neuen Wissenschaft der »Ökonomie« zusammen. Aber die theoretische

Darlegung der Eigengesetzlichkeit und Autonomie »ökonomischer« Funktionszusammenhänge im Gesamtzusammenhang einer Staatsgesellschaft war auf der anderen Seite selbst aufs engste mit der Forderung der aufsteigenden englischen besitzenden Mittelklassen nach Freiheit von Staatseingriffen für ihre eigenen Unternehmungen verknüpft, mit der Forderung, den Eigengesetzlichkeiten der »Wirtschaft«, dem Spiel von Angebot und Nachfrage, den »natürlichen« freien Lauf zu lassen.

In dieser recht einzigartigen Situation, in der die aufsteigenden bürgerlichen Unternehmergruppen um Befreiung von den Eingriffen der Regierungen kämpften – von Regierungen, die noch zu einem guten Teil in den Händen von vorindustriellen aristokratischen Gruppen waren –, konnte es in der Tat so erscheinen, als ob die »Wirtschaft« eine absolute funktionale Autonomie gegenüber dem »Staat« besitze. Diese Vorstellung findet ihren symbolischen Ausdruck in der Entwicklung des Namens der werdenden Wissenschaft. Aus »Politischer Ökonomie«, einem Symbol für die Vorstellung, daß die Wirtschaftssphäre einen Bereich der staatlichen Sphäre darstellt, wurde »Ökonomie«, der symbolische Ausdruck für die Vorstellung, daß es in der Entwicklung der Gesellschaft eine unabhängige, mit einer autonomen immanenten Gesetzmäßigkeit ausgestattete ökonomische Sphäre gebe. Die Forderung des bürgerlichen Unternehmertums, daß die »Wirtschaft« Autonomie von Staatseingriffen genießen *solle*, verwandelt sich in die Vorstellung, daß die Wirtschaft als Sphäre der Gesellschaft im Funktionszusammenhang einer Staatsgesellschaft auch tatsächlich funktional völlig autonom *sei*. Es war dieses liberale Gedankengut, das sich in Marx' Vorstellung von der »wirtschaftlichen« Sphäre als eines autonomen, eigengesetzlichen und in sich abgeschlossenen Funktionszusammenhanges innerhalb des gesamtgesellschaftlichen Funktionszusammenhanges und besonders auch in seiner Vorstellung des Verhältnisses von Wirtschaft und Staat widerspiegelt. Entsprechend der Forderung der bürgerlichen Un-

ternehmerschaft und der bürgerlichen Wirtschaftswissenschaft, daß der Staat lediglich eine Einrichtung zum Schutz der bürgerlichen Interessen sein *solle*, stellte es sich Marx so dar, als ob die staatliche Organisation auch tatsächlich nichts anderes *sei*, als ob sie tatsächlich keine andere Funktion habe, als die bürgerlichen Wirtschaftsinteressen zu schützen. Er übernahm mit anderen Worten die in der bürgerlichen Wirtschaftswissenschaft seiner Zeit verankerte Ideologie mit umgekehrtem Vorzeichen. Aus der Perspektive der Arbeiterklasse gesehen, erschien die Verteidigung der bürgerlichen Interessen als etwas Schädliches, und aus diesem Grunde erschien auch die staatliche Organisation selbst als schädlich.

Eine genauere entwicklungssoziologische Analyse<sup>46</sup> zeigt klar, daß die Entwicklung der staatlichen und der beruflichen Strukturen zwei völlig unabtrennbare Aspekte der Entwicklung eines gesamtgesellschaftlichen Funktionszusammenhanges sind. Die zunehmende »wirtschaftliche« Berufsteilung, der Übergang von beschränkten lokalen Märkten und Unternehmungen als Knotenpunkten der sozialen Verflechtung zu größeren und immer größeren und andere Abläufe der Entwicklung sozialer Interdependenzketten vollziehen sich in engstem Zusammenhang mit der Entwicklung staatlicher Institutionen, die die physische Sicherheit der Handelnden und den Transport von Gütern über weitere und immer weitere Entfernungen hin zu schützen vermögen, die die Einhaltung von Kontrakten garantieren, die die Entwicklung von Manufakturen durch Zölle gegenüber ausländischer Konkurrenz schützen können und anderes mehr. Die staatlichen Einrichtungen ihrerseits entwickeln sich in engstem Zusammenhang mit der Ausdehnung der Handels- und Industrieverflechtungen. Soziologisch betrachtet sind die Entwicklung der staatlich-politischen Organisation und die der beruflichen Positionen nicht zu trennende Aspekte der Entwicklung von ein und demselben gesellschaftlichen Funktionszusammenhang. In der Tat repräsentieren diese sogenannten »Sphären« nichts anderes als die Differenzierungs- und die Integrie-

rungsaspekte in der Entwicklung des gleichen Interdependenzgeflechts. Es gibt zuweilen Schübe der gesellschaftlichen Funktionsdifferenzierung, die die Entwicklung der jeweiligen integrierenden und koordinierenden Institutionen weit hinter sich lassen. Der Industrialisierungsschub vor und nach der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, der sich in England vollzog, stellt ein solches Vorseilen der Differenzierungsprozesse dar. Die entsprechende Entwicklung der koordinierenden Institutionen folgte ausgesprochen langsam nach. Diese Situation hat sich gedanklich zu der Vorstellung verhärtet, die »Wirtschaftssphäre« für sich betrachtet sei der Motor der gesellschaftlichen Entwicklung überhaupt. Als Entwicklung von Interdependenzverflechtungen ist aber eine Entwicklung der »Wirtschaft« ohne entsprechende Entwicklung der »staatlich-politischen« Organisation ebensowenig möglich wie diese ohne jene. Die begriffliche Trennung der Sphären, wie die absolute Autonomie derjenigen Gesellschaftswissenschaften, die sich mit diesen Sphären befassen, sind Überbleibsel der Periode, die »ideologisch« als Periode des wirtschaftlichen Liberalismus bezeichnet wird. Soziologisch betrachtet, ist es wie gesagt eine *Periode, in der die funktionale Differenzierung der Interdependenzketten der entsprechenden Integrierung vorseilte*. Wenn man sich statt des herkömmlichen »Sphären«-Modells des Modells der zu- oder abnehmenden Funktionsdifferenzierung und Integrierung bedient, arbeitet man sich bereits etwas näher an ein soziologisches Gesellschaftsbild heran, das die höchst künstliche Vorstellung von der Gesellschaft als einem Sammelsurium unverbunden nebeneinander stehender Sphären, von denen man bald die eine, bald die andere als die eigentlich treibende Sphäre der Gesellschaftsentwicklung betrachtet, überwindet.

Die Folgen, die sich aus einer solchen gedanklichen Korrektur in theoretischer wie in praktischer Hinsicht ergeben, sind weitreichend. Es mag genügen, eine von ihnen hier zu erwähnen. Solange man sich eine »wirtschaftliche Sphäre« als

eine im Gesamtzusammenhang der Staatsgesellschaft mehr oder weniger für sich funktionierende und autonome Sphäre vorstellt, ist man gewöhnlich auch geneigt, die Schichtung der Gesellschaft – also im Falle industrieller Gesellschaften die Schichtung in der Form von sozialen Klassen und deren Interessenkonflikten im Sinne dieser Sphärentrennung als primär ökonomisch bestimmt darzustellen. Diese Vorstellung entspricht zum guten Teil der Nahperspektive der beteiligten Schichten selbst. Es sieht dann so aus, als ob es bei solchen Machtkämpfen allein um die Verteilung ökonomischer Chancen, also etwa allein um die Entwicklung der Balance von Löhnen und Profiten ginge.

Aber auch auf dieser Ebene erweist sich bei näherem Zusehen die Vorstellung, man könne die Spannungen und Konflikte zwischen den beiden großen industriellen Klassen, zwischen Industriearbeiterschaft und Industriebürgertum, dadurch erklären, daß man aus den umstrittenen Chancen die »ökonomischen« Chancen aussondert und sie allein ins Zentrum des Blickfeldes rückt, als ungenügend. Gemessen an dem, was man tatsächlich beobachten kann, ist sie irreführend. Es handelt sich, genauer betrachtet, um das Problem der Machtverteilung über die ganze Länge und Breite, also auf allen Stockwerken, allen Integrierungsebenen der vielstöckigen industriellen Staatsgesellschaften.

Es handelt sich also z. B. um die Verteilung der Machtchancen auf der Ebene der einzelnen Fabrik: Welche Gruppen haben Zugang zu den integrierenden und koordinierenden Kommandopositionen auf dieser Ebene und welche nicht? Menschen in Unternehmerpositionen und Menschen in Arbeiterpositionen sind, dem spezifischen Funktionszusammenhang dieser Positionen entsprechend, interdependent. Aber die gegenseitigen Abhängigkeiten, die Machtgewichte sind nicht gleichmäßig verteilt. Schon auf dieser Ebene besteht das Problem nicht nur darin, in welcher Weise das zur Verteilung unter die verschiedenen Gruppen von Positionsinhabern zur Verfügung stehende Einkommen eines Unterneh-

mens tatsächlich unter sie verteilt wird. Die Verteilung dieser »ökonomischen« Chancen ist ja selbst bereits eine Funktion der umfassenderen Machtbalance, der Verteilung der Machtchancen zwischen diesen Gruppen. Die Machtbalance innerhalb eines industriellen Unternehmens aber findet ihren Ausdruck nicht nur in der Verteilung ökonomischer Chancen, sondern ebenso in der Verteilung der Chancen, die die Inhaber einer dieser Positionsgruppen haben, die anderen im Arbeitsprozeß zu kontrollieren, zu entlassen, zu kommandieren.

Wenn man sich an die Verteilung der Machtgewichte zwischen Unternehmern und Arbeitern erinnert, die Marx im England der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor Augen hatte, dann versteht man recht wohl, daß sich seine Aufmerksamkeit bei der Analyse der Beziehungen von Unternehmern und Arbeitern so gut wie ausschließlich auf die Verteilung der ökonomischen Chancen richtete, denn ein beträchtlicher Teil der Arbeiterschaft erhielt sich in seiner Zeit auf dem Lebensniveau des Existenzminimums. Ihre Organisation auf der Fabrikebene selbst war minimal, und sie existierte überhaupt noch nicht auf den höheren Integrationsebenen der Gesellschaft. Marx' Klassenbegriff umfaßte ebenfalls nur eine Ebene. Die Front der Arbeiter- und Unternehmerklassen, wie er sie sah, lag in der Produktionsstätte; sie ergab sich allein aus der Natur ihrer Positionen im Produktionsprozeß. Da sich in Marx' Zeit Unternehmer und Arbeiter auf keiner anderen Ebene begegneten, da keine der beiden Gruppen effektive zusammenfassende Organisationen auf höheren Integrations-ebenen der Gesellschaft besaß und ganz gewiß keine nationalen oder Parteiorganisationen, war es verständlich, daß sich sein Klassenbegriff allein auf spezifische Gruppen von Positionen im Produktionsprozeß bezog. Auch hat diese Analyse im Zuge der Weiterentwicklung der industriellen Gesellschaften durchaus nicht ihre Berechtigung verloren. Man kann gegenwärtig nur deutlicher sehen, daß sie, obwohl unentbehrlich, zugleich auch unvollständig ist. Schon zu Marx' Zeit

war die Machtbalance von Unternehmer- und Arbeitergruppen in der Fabrik durchaus nicht unabhängig davon, ob und wie weit die jeweiligen Vertreter der staatlichen Machtmonopole ihre Gewichte zugunsten der einen oder der anderen Seite in die Waagschale legten. Wie man weiß, lief die ganze Entwicklung in eine Richtung, in deren Verlauf die Auseinandersetzungen, die Scharmützel, die Kompromisse und Vertragsabschlüsse zwischen den beiden Klassen, die sich auf der Fabrikebene selbst abspielten, relativ an Bedeutung verloren gegenüber denen, die sich auf höheren Integrationsebenen der Staatsgesellschaften und vor allem der höchsten, auf der Ebene der Zentralinstitutionen des Staates abspielten, also etwa auf der Parlaments- und Regierungsebene.

Dementsprechend bedarf es auch einer Korrektur des traditionellen einstöckigen und ausschließlich auf die Verteilung ökonomischer Chancen bezogenen Klassenbegriffs. Es bedarf eines Klassenbegriffs, der der Tatsache Rechnung trägt, daß sich organisatorisch und funktional interdependente Auseinandersetzungen zwischen Arbeitern und Unternehmern nicht nur auf der Fabrikebene, sondern auch auf vielen anderen Integrationsebenen und besonders auch auf der höchsten Integrationsebene einer Staatsgesellschaft abspielen. Er muß der Tatsache Rechnung tragen, daß die beiden organisierten Klassen in allen entwickelteren Gesellschaften in weit höherem Maße, als das zur Zeit von Marx der Fall war, in diese Staatsorganisation integriert sind. In der Tat sind diese beiden industriellen Klassen durch ihre Vertretungen auf den verschiedenen Integrationsebenen der industriellen Gesellschaft – auf der kommunalen und der regionalen ebenso wie auf der nationalen Ebene – zu den herrschenden Klassen industrieller Gesellschaften geworden. Die Verteilung der Machtgewichte zwischen ihnen ist recht ungleich, besonders auf der Fabrikebene selbst, aber sie ist weniger ungleich als zur Zeit von Marx. Und neben den Spannungen, die Marx ins Blickfeld rückte zu einer Zeit, in der man diese sozialen Klassen noch als einschichtige soziale Formationen auf

der Fabrikebene sehen konnte, treten Spannungen neuer Art schärfer hervor: die Spannungen zwischen den Vertretern verschiedener Integrationsebenen der gleichen Klassen und vor allem die zwischen Regierenden und Regierten.

Wenn man mit einem Wort andeuten darf, welche Bedeutung ein solcher soziologischer Theorieansatz, der dem oft vernachlässigten Zusammenhang von Integrierungs- und Differenzierungsprozessen genügt, für die Erschließung langfristiger gesellschaftlicher Entwicklungen hat, dann ist es vielleicht nützlich, darauf hinzuweisen, daß auch deren Untersuchung durchaus nicht so kompliziert ist, wie es heute oft erscheint. Es ist mehr die theoretische Verwirrung als die Kompliziertheit der zu untersuchenden Gegenstandsgebiete selbst, die für viele dieser Schwierigkeiten verantwortlich ist. Es gibt eine ganze Reihe verhältnismäßig einfacher Möglichkeiten der Analyse für langfristige Integrierungs- und Differenzierungsprozesse dieser Art. Eine dieser Möglichkeiten, soweit es sich um Integrierungsprozesse handelt, ist die Bestimmung der Anzahl der zuvor erwähnten Stockwerke, der Integrationsebenen, die sich bei Strukturanalysen von Gesellschaften beobachten lassen. Man wird finden, daß die Gleichheit in der Anzahl solcher hierarchisch abgestufter Integrationsebenen in verschiedenen Gesellschaften mit anderen Strukturähnlichkeiten Hand in Hand geht. Es gibt ebenso einfache Methoden der Analyse für Grade der Differenzierung. Die Bestimmung der Anzahl der beruflichen Tätigkeiten, für die es in einer Gesellschaft Sonderbezeichnungen gibt, ist eine dieser Methoden. Natürlich ist das Quellenmaterial dafür in vielen Fällen nicht zugänglich oder nicht vorhanden. Aber viele vorhandene Quellen sind bisher noch ungenutzt.

Diese einfache Methode, um den jeweiligen Stand der Arbeitsteilung mit größerer Präzision zu bestimmen, wirft ein eigentümliches Licht auf das, was wir etwas einseitig als »Industrialisierungsprozesse« bezeichnen. Verglichen mit vorindustriellen und besonders auch mit mittelalterlichen Gesell-

schaften jeder Art, ist die Anzahl der namentlich unterschiedenen Berufsgruppen in industriellen Gesellschaften nicht nur erstaunlich groß, sondern sie vermehrt sich auch in einem zuvor unbekanntem Tempo. Das bedeutet für den Einzelnen, daß er in lange und immer längere Interdependenzketten versponnen wird, die miteinander für ihn unkontrollierbare Funktionszusammenhänge bilden. Es bedeutet zugleich auch, daß die Machtchancen im Vergleich zu früheren Gesellschaften sich weniger ungleichmäßig verteilen, daß die Einseitigkeit der Angewiesenheiten von interdependenten Positionen aufeinander relativ geringer, die Reziprozität relativ größer wird. Es bedeutet aber auch, daß die derart funktions- teilig interdependenten Menschen auf vielen Ebenen vom Funktionieren der Integrations- und Koordinationszentren abhängiger sind. Der Zugang zu und die Besetzung von koordinierenden und integrierenden gesellschaftlichen Positionen aber gibt deren Inhabern ganz besonders große Machtchancen an die Hand. Eines der Zentralprobleme hochdifferenzierter Gesellschaften ist dementsprechend die wirksamere institutionelle Kontrolle aller integrierenden und koordinierenden gesellschaftlichen Positionen, die als solche unentbehrlich sind. Wie läßt sich gesellschaftlich sicherstellen, daß die Inhaber solcher Positionen deren Funktionen für sich selbst ihren »Es«- oder »Sie«-Funktionen in höherem Maße unterordnen?

### Entwicklung des Begriffs der Entwicklung

Wenn man in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts über die »Entwicklung« von Gesellschaften spricht, ist es möglich, diesen Begriff auf ganz spezifische praktische Probleme zu beziehen. Man verwendet diesen Begriff meist, wenn man von »Entwicklungsländern« spricht. Ihre Regierungen bemühen sich mit größerer oder geringerer Energie und gewöhnlich unter Beihilfe von reicheren und mächtigeren Ge-

sellschaften, ihr eigenes Land zu entwickeln. »Entwickeln« in diesem Sinne bedeutet also eine Tätigkeit, etwas, das Menschen mit ganz bestimmten Zielen und einem gewissen Maß an Planung tun. Das große Ziel dieses planmäßigen Entwickelns ist, in großen Zügen betrachtet, einfach genug: Man will die relative Armut solcher Gesellschaften verringern. Man sucht nach Mitteln und Wegen, um das Volkseinkommen zu erhöhen, also nicht etwa den Reichtum einzelner Menschen – es gibt in den meisten armen Ländern gewöhnlich außerordentlich reiche Individuen, oft reichere Individuen als in den reicheren Ländern. Wenn man sich vor solche konkreten Aufgaben gestellt findet, dann treten philosophische Spieleereien über die Frage, ob die »Gesellschaft« eine »Existenz« außerhalb der Individuen hat, ob sie etwas anderes ist als eine Abstraktion von dem Verhalten vieler einzelner ganz auf sich gestellter Individuen, ob »Individuen« ohne Gesellschaften und »Gesellschaften« ohne Individuen möglich sind, in den Schatten. Man versteht dann ohne Schwierigkeiten, daß Gesellschaften Figurationen interdependenter Menschen sind. Wenn man sie zu entwickeln sucht, wenn man die Armut eines solchen Menschengeflechts und nicht nur einzelner seiner Mitglieder mindern will, bedarf es bestimmter Maßnahmen, die sich auf die Produktivität und das Einkommen der innerhalb einer bestimmten staatlichen Organisation integrierten Individuen richten.

»Entwickeln« in diesem Sinne erscheint also zunächst als eine menschliche Tätigkeit. Es handelt sich meist um die Tätigkeit von Menschen in Regierungspositionen und um Aktivitäten ihrer Helfer, der Entwicklungsexperten aus »entwickelteren« Ländern. Besonders in deren Augen gilt die Aufgabe des Entwickelns als eine »ökonomische« Aufgabe. Man versucht, die »wirtschaftlichen« Potentiale dieser ärmeren Staatsgesellschaften zu vergrößern. Man bemüht sich, den Kapitalstock zu erhöhen. Man baut Kraftwerke, Wege, Brücken, Eisenbahnen und Fabriken. Man sucht die Produktivität der Landwirtschaft zu steigern. Aber wenn man solche

spezifisch ökonomischen »Entwicklungen« mit dem begrenzten Ziel, den Lebensstandard zu verbessern, in die Wege leitet, zeigt sich etwas Merkwürdiges: Die Entwicklung der wirtschaftlichen Potentiale einer Gesellschaft ist gar nicht durchführbar ohne eine Gesamttransformation der Gesellschaft. Es ist möglich, daß rein »ökonomische« Pläne fehlschlagen, weil andere funktional interdependente nichtökonomische Aspekte einer Gesellschaft bremsend in die entgegengesetzte Richtung wirken. Es ist möglich, daß das bewußt auf wirtschaftliche Transformationen ausgerichtete »Entwickeln« der planenden Regierungen unbeabsichtigte Entwicklungen ganz anderer Art in Gang setzt. Kann man die Aktivität der Regierungen begrifflich noch durch ein Verb, als bewußte Tätigkeit von Menschen, als planmäßiges »Entwickeln« beschreiben, so bedarf es für diese nicht von den Planenden und Handelnden kontrollierten und nicht bewußt von ihnen in Gang gesetzten Veränderungen der Gesellschaften eines unpersönlicheren Ausdrucks. Geplante Handlungen, etwa in der Form von Regierungsentscheiden, können zu unvorhergesehenen, nicht beabsichtigten Ergebnissen führen. Hegel nannte das – relativ optimistisch – die »List der Vernunft«. Heute kann man deutlicher sehen, daß für diese ungeplanten Konsequenzen geplanter menschlicher Aktionen deren Funktion innerhalb eines von den Aktionen vieler Menschen gebildeten Verflechtungszusammenhanges verantwortlich ist. In der Aussage über sie wird dementsprechend aus dem Handlungsbegriff ein Funktionsbegriff. Statt von jemandem zu sprechen, der Gesellschaften entwickelt, spricht man von ihrer Entwicklung.

Dieser Vorgang der zunächst unkontrollierbaren und jedenfalls ungeplanten Gesamtentwicklung einer solchen Gesellschaft ist durchaus nichts Geheimnisvolles. Er geht nicht auf irgendwelche »mysteriösen« gesellschaftlichen Kräfte zurück. Es handelt sich dabei um die Konsequenz der Verflechtung von Aktionen vieler interdependenter Menschen, deren Struktureigentümlichkeiten zuvor durch Spielmodelle illu-

striert wurden. Bei der Verflechtung der Spielzüge von Tausenden von interdependenten Spielern ist kein einzelner Spieler und keine einzelne Spielergruppe, wie mächtig sie auch sein mögen, in der Lage, den Spielverlauf allein zu bestimmen. Was einem dort als »Spielverlauf« entgegentritt, ist die Erscheinung, der man hier als »Entwicklung« begegnet. Es handelt sich um einen sich zum Teil selbst regulierenden Wandel einer sich zum Teil selbst organisierenden und selbst reproduzierenden Figuration interdependenten Menschen in einer bestimmten Richtung. Man hat es also hier mit Balanceverhältnissen zwischen zwei in entgegengesetzte Richtungen arbeitenden Selbstregulierungstendenzen solcher Figurationen zu tun: mit einer Beharrungs- und mit einer Wandlungstendenz. Sie finden oft, aber durchaus nicht immer und durchaus nicht allein ihre Repräsentation in verschiedenen Menschengruppen. *Es ist durchaus möglich, daß Menschengruppen, die in ihrer bewußten Ausrichtung auf Beharrung und Erhaltung der bestehenden Figuration eingestellt sind, durch ihre eigenen Handlungen gerade deren Wandlungstendenzen verstärken. Es ist ebenso möglich, daß Menschengruppen, die sich ihrer bewußten Ausrichtung nach auf Wandel einstellen, gerade die Beharrungstendenzen ihrer Figuration verstärken.*

Die vorherrschenden theoretischen Hypothesen geben den Beharrungstendenzen noch den Vorrang; man neigt noch dazu, es als »normal« zu betrachten, wenn eine Gesellschaft in dem einmal erreichten Zustand verharrt, solange sie nicht durch Fehler und Abweichungen von der Norm aus ihrem Gleichgewicht geworfen wird. Das ist gewiß verständlich als Ausdruck eines Ideals – ganz besonders in einer Periode, in der alle menschlichen Lebensbedingungen sich ständig in einer Weise verändern, die, wie es scheint, niemand zu kontrollieren vermag. »Wo kann man Ordnung finden, wenn sie überhaupt zu finden ist, inmitten dieses unaufhaltsamen Flusses?«<sup>47</sup> So schrieb ein Forscher, der sich mit ökonomischen Problemen dieser Art beschäftigte. Aber vielleicht ist und

bleibt die Gesellschaftsentwicklung gerade darum so rätselhaft, weil wir uns beim Nachdenken über sie weniger von dem Bemühen, zu verstehen und zu erklären, was eigentlich da vor sich geht, weil wir uns weniger von dem Bemühen um eine Diagnose als von dem Bemühen um eine Hoffnung gebende Prognose leiten lassen. Die soziologische Aufgabe jedenfalls ist die des Entwurfs von theoretischen Modellen der gesellschaftlichen Entwicklung, die sich besser als viele klassische Theorien als theoretischer Leitfaden für empirische Untersuchungen und für die Bewältigung praktischer Aufgaben eignen.

Aber die Aufgabe, das, was man unter einer »Entwicklung« versteht, derart umzudenken, daß der Begriff der Entwicklung nicht primär als ein Aktionsbegriff, sondern als ein Funktionsbegriff verstanden wird, ist alles andere als einfach. Im Alltagsleben ist es gegenwärtig nicht besonders schwer, sich etwas darunter vorzustellen, wenn man sagt »die Gesellschaft entwickelt sich«. Die Verbreitung des Begriffsapparates hat heute bereits einen Stand erreicht, bei dem man von »Entwickeln« in einer Weise sprechen kann, die in den miteinander Kommunizierenden die Vorstellung von einer relativ unpersönlichen und selbsttätigen Transformation der Gesellschaft hervorruft.

Es ist nicht ganz einfach, sich klarzumachen, daß man das vor 300 oder 250 Jahren durchaus noch nicht als selbstverständlich betrachten konnte. Die Vorstellung einer »Entwicklung«, die heute als selbstverständlich erscheint, entzog sich damals noch dem intellektuellen Verständnis der gelehrtesten und gebildetsten Männer der Zeit. Das Verb »entwickeln« und seine Derivate wurden damals noch ausschließlich als Ausdrücke für bestimmte menschliche Tätigkeiten gebraucht, etwa im Gegensatz zu »einwickeln«. Die einzige Spur dieser älteren Bedeutung des Wortes, die sich noch erhalten hat, bezieht sich auf Filme. Wenn man von deren »Entwicklung« spricht, hat man es noch völlig mit einem Aktionsbegriff zu tun. Man entwickelt das verborgene Bild. So konnte man in

früheren Zeiten wohl auch sagen, daß man ein verborgenes Geheimnis entwickelt. Weder der Begriff noch die Vorstellung, die sich gegenwärtig mit dem Wort Entwicklung verbinden, standen den Menschen früherer Zeiten zur Verfügung.

Aber konnten sie denn nicht sehen, so mag man fragen, daß Kinder sich zu Erwachsenen entwickeln? Sahen sie denn nicht, daß sich ihre eigene Gesellschaft entwickelt? Nein, sie konnten es nicht sehen, und sie sahen es nicht. Sie konnten das, was sie »sahen«, nicht in der gleichen Weise konzeptualisieren und dementsprechend auch nicht in der gleichen Weise wahrnehmen, wie wir es tun. Es bedurfte der Denkarbeit von mehreren Generationen und einer kontinuierlichen kumulativen Weiterbildung des gesellschaftlichen Erfahrungs- und Begriffsschatzes in ständiger Rückkopplung miteinander, ehe sich ein Begriff wie der des Entwickelns derart umbildete, daß alle Menschen der betreffenden Sprachgesellschaft das Wort nicht mit der Vorstellung einer Handlung, sondern mit einer unpersönlichen Abfolge von Ereignissen in einer bestimmten Richtung, die sich zum guten Teil selbst reguliert, verbinden können.

Ein Grund dafür, daß es lange Zeit hindurch für Menschen außerordentlich schwierig war, sich einen solchen mehr oder weniger geregelten Ablauf zugleich als geordnet und strukturiert und als unbeabsichtigt und ungeplant vorzustellen, war, daß diese Vorstellung nicht denjenigen Fragen entsprach, die man an die Ereignisse stellte und an denen man interessiert war. Sie stand geradezu im Gegensatz zu den herrschenden Werthaltungen und Glaubenssystemen. Man gewinnt in der Tat ein klareres Verständnis für die gegenwärtige Funktion und Bedeutung des Begriffs, wenn man sich die Schwierigkeiten vergegenwärtigt, die seiner Heranbildung im Wege standen. Eine der Hauptschwierigkeiten, wenn nicht *die* Hauptschwierigkeit für die Konzeptualisierung bestimmter beobachtbarer Wandlungen als Entwicklung hing mit den vorwegnehmenden Erwartungen zusammen, die man hatte,

wenn man Fragen an beobachtbare Wandlungen stellte. Das entscheidende Ziel aller grundlegenden Fragen, die man an etwas als wandelbar Beobachtetes stellte, war das Ziel, hinter allen Wandlungen oder in allen Wandlungen das Unwandelbare zu finden. Eine Antwort auf Fragen, die sich auf beobachtbare Wandlungen bezogen, wurde nur dann als befriedigend empfunden, wenn sie auf ein endgültiges Ziel verwies. Und da die Menschen alle ihre Fragen so stellen, daß sie der vorwegnehmenden Hypothese darüber, wie eine befriedigende Antwort aussieht, entsprechen, war die Fragestellung bereits so ausgerichtet, daß sie die Augen der Menschen bei der Suche nach einer Antwort von vornherein auf das sinngebende Ziel richtete. Die Fragen waren ausgerichtet auf die Entdeckung des »Wesens«, des »Grundprinzips«, des »fundamentalen Gesetzes«, der »primären Ursache«, des »letzten Ziels« oder anderer als ewig und unwandelbar gedachter Erklärungen. Man wollte wissen, was hinter dem steten Fluß der Ereignisse verborgen war. Wiederum hat man es hier mit einer vorgegebenen Bewertung zu tun. Dem Unwandelbaren schrieb man implicite einen höheren Wert, dem Wandelbaren einen niedrigeren Wert zu. Dementsprechend erschien es als die selbstverständliche Aufgabe des Wissensbemühens, das letztere auf das erstere zurückzuführen. Es ist hier nicht möglich, den langen und mühsamen Weg zu verfolgen, auf dem Menschen dazu gelangten, die Vorherrschaft dieser zunächst alle Wissensbemühungen durchsetzenden Wertskala zu lockern und schließlich in einigen Wissensgebieten zu brechen. Aber es ist vielleicht möglich, zu verstehen, daß diese Wertskala und die Denkformen, die Methoden der Forschung und die Typen der Fragestellung, die ihr entsprechen, nicht auf einer ausdrücklichen Prüfung ihrer Angemessenheit in bezug auf ihr Gegenstandsgebiet beruhen, sondern auf vorgegebenen Bedürfnissen der fragenden Menschen – Bedürfnissen von der Art, wie sie etwa in der oben gestellten Frage zum Ausdruck kommen: »Wo kann man Ordnung finden, wenn sie überhaupt zu finden ist, inmitten dieses unaufhaltsamen Flus-

ses?« Ordnung in diesem Sinne bedeutet eo ipso etwas, das sich nicht wandelt, das den Menschen in Gedanken hilft, dem beunruhigenden Fluß zu entrinnen.

Erst von der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an kann man nach manchen Vorversuchen eine allmähliche Gewichtsverlagerung in der Bewertung des als veränderlich Beobachtbaren feststellen – zunächst in begrenzten Gebieten des wissenschaftlichen Wissenserwerbs. Bestimmte soziale Wandlungen, von denen einige schon erwähnt wurden – besonders das Verlangen nach gesellschaftlichen Wandlungen während und nach der Französischen Revolution, die Marktmechanismen unter Bedingungen der relativ freien Konkurrenz, der wissenschaftliche Fortschritt –, setzten das Vorstellungsvermögen von Menschen für die Wahrnehmung von Zusammenhängen frei, die sich in das herkömmliche Schema nicht fügten; sie ermöglichten es ihnen, sich eine Ordnung vorzustellen, die nicht durch die Rückführung allen Wandels auf etwas Unwandelbares sichtbar wurde, sondern die sich vielmehr als immanente *Ordnung des Wandels* selbst darstellte. Die Menschen begannen, in der Natur wie in der Gesellschaft Wandlungen zu entdecken, die sich nicht aus unwandelbaren Ursachen oder Wesenheiten außerhalb ihrer erklären ließen. Das bekannteste Beispiel für diese allmähliche Umorientierung wissenschaftlicher Fragen von der Suche nach etwas Unwandelbarem auf die Suche nach der immanenten Ordnung des Wandels selbst war die Umorientierung von der statisch konzipierten Aristotelischen und später der Linnéschen Klassifizierung von Organismen zur Darwinischen Vorstellung einer evolutionären Ordnung, in deren Verlauf – mit einigen Rückbildungen – jeweils kompliziertere und differenziertere Lebewesen aus weniger differenzierten und weniger komplizierten Lebewesen blind und ziellos hervorgehen.

Der Unterschied zwischen der Aristotelischen Gesellschaftsvorstellung und später etwa der von Montesquieu auf der einen Seite und der von Comte, Spencer und Marx

auf der anderen ist ein weiteres Beispiel für diese Umorientierung. Letztere rückten mit großer Entschiedenheit die Frage nach der immanenten Ordnung des Wandels in den Mittelpunkt. Gewiß hatten sie Vorgänger, aber die Gründer der Soziologie vertraten die allgemeine Vorstellung von einer Gesellschaftsentwicklung mehr als je zuvor in engerem Bezug zu empirischen Belegen der einen oder der anderen Art. Was man in den Entwicklungstheorien der großen Soziologen des 19. Jahrhunderts vor sich hat, ist gewiß nur ein Schub in diese Richtung, der, wie man weiß, im 20. Jahrhundert von einem Schub in die entgegengesetzte Richtung abgelöst wurde. Aber mit dieser beginnenden wissenschaftlichen Abwendung von der gedanklichen Reduktion des als veränderlich Beobachteten auf etwas als unveränderlich Vorgestelltes war ein gewaltiger Schritt zu einer besseren Anpassung der menschlichen Denkinstrumente an beobachtbare Zusammenhänge getan worden.

Die Reaktion gegen die entwicklungssoziologischen Theorien des 19. Jahrhunderts, die im 20. Jahrhundert einsetzte, war außerordentlich stark. Verglichen mit der rapide wachsenden Masse von Einzelkenntnissen über die Entwicklung menschlicher Gesellschaften, die gegenwärtig dem Interessierten zur Verfügung steht, war das Wissen, auf das sich die Soziologen des 19. Jahrhunderts stützen konnten, sehr begrenzt. Dementsprechend war es für sie weit leichter, eine große Linie in der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft wahrzunehmen. Ihr Wahrnehmungsvermögen wurde noch nicht von der Masse der Einzelheiten, die bei der zusammenfassenden Modellarbeit in Betracht gezogen werden müssen, überwältigt. Sie sahen den Wald klarer als die Bäume. Wir neigen dazu, den Wald vor lauter Bäumen nicht zu sehen. Die Masse der Einzelheiten, die heute über die Entwicklung von Gesellschaften bekannt ist, scheint sich oft nicht in ein einheitliches Schema der Gesellschaftsentwicklung zu fügen; sie fügt sich ganz gewiß nicht mehr sehr gut in die synoptischen Modelle der Gesellschaftsentwicklung ein, die uns die

großen Pioniere der Soziologie des 19. Jahrhunderts hinterlassen haben.

Auf der anderen Seite aber konnten diese Pioniere, gerade weil sie weder mit Einzelkenntnissen überladen waren noch der Lücken ihrer eigenen Kenntnisse sich bewußt waren, in aller Unschuld und in höchst fruchtbarer Weise die Lücken ihrer Kenntnisse mit einfallsreichen Spekulationen füllen, die in hohem Maße von den akuten sozialen Problemen ihrer eigenen Zeit mitbestimmt waren. So gut wie alle Pioniere der Entwicklungssoziologie des 19. Jahrhunderts waren in ihren Gedanken beherrscht von dem Problem einer neuen und besseren Ordnung der Gesellschaft, die, wie sie hofften und glaubten, sich in nicht zu ferner Zukunft verwirklichen würde. Sie alle betrachteten es als selbstverständlich, daß das menschliche Universum besser werden würde als ihre eigene Gegenwart. Sie teilten miteinander als eine Art von gemeinsamer sozialer Religion die Auffassung, daß die Gesellschaft sich im Sinne eines steten Fortschritts entwickelt. Was sie als Fortschritt betrachteten, war allerdings, entsprechend der Verschiedenheit ihrer sozialen und politischen Ideale, recht verschieden. Marx' Vorstellung vom Fortschritt war sehr verschieden von der Comtes, und Comtes Vorstellung glich nicht der Spencers. Aber sie teilten die Auffassung von einer mehr oder weniger »automatischen« Entwicklung der Gesellschaft in Richtung auf eine bessere soziale Ordnung. Die Vorstellung, die sie von dieser Ordnung hatten, ihr ideales Bild von der besseren Zukunft bildete das Hauptkriterium für das, was sie in der Abfolge der Stadien der vergangenen Gesellschaftsentwicklung als höher oder niedriger bewerteten. In diesem Sinn besaßen alle soziologischen Entwicklungstheorien des 19. Jahrhunderts einen stark teleologischen Charakter. In diesem Sinn fielen auch sie wieder in die alte Vorstellung zurück, daß etwas mehr oder weniger Unwandelbares den Bezugsrahmen für alle Wandlungen bilde. Auch Marx war noch nicht ganz in der Lage, sich von

der Vorstellung freizumachen, daß der Hauptantrieb der Gesellschaftsentwicklung, die Klassenkämpfe, die inneren Widersprüche der Gesellschaft, mit dem Siege des Proletariats sein Ende finden würde, und damit auch die Gesellschaftsentwicklung, wie wir sie bisher kennen. So steht auch am Ende dieser Vorstellungen von einem Wandel letzten Endes die Vorstellung von einem unwandelbaren Endzustand der Gesellschaft als Bezugspunkt und Maßstab: das verwirklichte Ideal.

Man kann nicht daran zweifeln, daß die ständige Vermischung von Tatsachenbezügen und gesellschaftlichen Idealen in den Modellen der Gesellschaftsentwicklung, die die großen Soziologen des 19. Jahrhunderts ausgearbeitet haben, dafür mitverantwortlich ist, daß in der Soziologie des 20. Jahrhunderts Theorien der Gesellschaftsentwicklung eine Zeitlang keine Rolle spielten.<sup>48</sup> Entscheidend für diesen Umschwung des soziologischen Denkens von der Beschäftigung mit der langfristigen Dynamik der Gesellschaften zur Beschäftigung mit den Problemen relativ kurzfristiger gesellschaftlicher Zustände und in erster Linie mit Zustandsproblemen der engeren Gegenwart war dabei nicht so sehr die Kritik der klassischen Entwicklungsmodelle, sondern vielmehr die Durchsetzung der soziologischen Theorien des 20. Jahrhunderts mit sozialpolitischen Idealen, die bestimmte *bestehende* Gesellschaften als höchsten Wert erscheinen ließen. Man schüttete gewissermaßen das Kind mit dem Bade aus. Weil man den Idealen der klassischen Soziologen, die in ihren Modellen der Gesellschaftsentwicklung zum Ausdruck kamen, feindlich gegenüberstand, warf man viele fruchtbare Ergebnisse ihrer Denkarbeit, darunter ihr Bemühen um Erschließung des gesellschaftlichen Wandels als eines strukturierten Wandels, einfach über Bord.

Entsprechend den um bestimmte gegenwärtige Gesellschaften zentrierten Idealen richtet sich nun das Bemühen der soziologischen Theoretiker auf das Ausarbeiten von Modellen

der Gesellschaft im Zustand der Ruhe, auf »gesellschaftliche Systeme«. Soweit man sich überhaupt noch mit Problemen langfristiger Entwicklungen beschäftigt, sucht man sie gedanklich durch Reduktion verschiedener Phasen der Gesellschaftsentwicklung zu statischen Gesellschaftstypen, wie etwa »Feudalgesellschaft« und »Industriegesellschaft«, zu bewältigen. Die Frage, wie Gesellschaften im Zuge ihrer Entwicklung von der einen Phase zur anderen gelangen, ist aus dem Gesichtskreis der herrschenden theoretischen Soziologen verschwunden. Die Unwandelbarkeit wird theoretisch als der gesellschaftliche Normalzustand behandelt. Auf sie beziehen sich nun Grundbegriffe der Soziologie wie »soziale Struktur« und »soziale Funktion«. Und die Probleme des gesellschaftlichen Wandels erscheinen nun als zusätzliche Probleme, die in Textbüchern unter dem Titel »Sozialer Wandel« in einem Sonderkapitel abgehandelt werden. Dem »Sozialen Wandel« selbst schreibt man keine immanente Ordnung zu. Man kehrt von neuem zu der alten Vorstellung zurück, daß man Wandlungen auf etwas Unwandelbares als das eigentlich »Ordentliche« und Strukturierte zurückführen müsse. Der große Vorstoß der klassischen Soziologen des 19. Jahrhunderts in Richtung auf die Erkenntnis einer immanenten Ordnung und Struktur des Wandels selbst ist zunächst wieder verlorengegangen. Dabei ist »Ordnung«, wie schon zuvor erwähnt, nicht etwa gleichbedeutend mit »Einklang« und »Harmonie«. Der Begriff bezieht sich ganz einfach darauf, daß die Abfolge des Wandels nicht »ordnungslos«, nicht »chaotisch« ist, daß die Art, wie die jeweils späteren sozialen Formationen aus den früheren hervorgehen, bestimmbar und erklärbar ist. Das zu tun ist die eigentliche Aufgabe der *Entwicklungssoziologie*.

## Gesellschaftsideale und Gesellschaftswissenschaft

Die Autonomie der soziologischen Forschungsarbeit, besonders auf der theoretischen Ebene, ist gegenüber den großen sozialen Glaubenssystemen, die der Mehrzahl der Menschen als Orientierung in den für sie undurchschaubaren und zum guten Teil unerklärlichen Krisen und Erschütterungen dienen, bisher noch außerordentlich gering. Dementsprechend ist, wie das Schicksal des Begriffs »soziale Entwicklung« zeigt, die Wissenschaft der Soziologie selbst in ihrer Entwicklung in sehr hohem Maße von dem Wandel der Machtverhältnisse und vom Kampf der gesellschaftlichen Glaubenssysteme abhängig.

Die Frage, die sich jeder, der sich mit Soziologie beschäftigt, selbst vorlegen muß, heißt also: Wieweit suche ich bei der Ausarbeitung oder bei der Beurteilung soziologischer Theorien in erster Linie einer von vornherein feststehenden Vorstellung davon Geltung zu verschaffen, wie menschliche Gesellschaften geordnet sein *sollen*? Wieweit bejahe ich bei theoretischen und empirischen Untersuchungen sozialer Probleme das, was meinen eigenen Wünschen und Hoffnungen entspricht, und wende dementsprechend meinen Blick ab von dem, was ihnen zuwiderläuft? Und wieweit geht es mir in erster Linie darum, herauszufinden, wie die einzelnen gesellschaftlichen Vorgänge miteinander zusammenhängen, wie diese Abläufe eigentlich zu erklären sind, welche Hilfe soziologische Theorien bei der Orientierung, bei der Erklärung und nicht zuletzt auch bei der praktischen Lösung von Gesellschaftsproblemen zu geben vermögen?

Die Antwort auf solche Fragen, die dieser Einführung zugrunde liegt, ist unzweideutig. Es handelt sich nicht darum, vom Soziologen zu verlangen oder zu erwarten, daß er seiner Überzeugung davon, wie sich eine Gesellschaft entwickeln *soll*, Ausdruck verleiht. Es handelt sich vielmehr darum, daß die Soziologen sich von der Vorstellung befreien, die Gesell-

schaft, um deren Untersuchung sie sich bemühen, entspreche auch tatsächlich entweder hier und jetzt in ihrer eigenen Gegenwart oder in ihrem weiteren Verlauf notwendigerweise ihrem eigenen sozialen Glauben, ihren Wünschen und Hoffnungen, ihren moralischen Forderungen und ihren Vorstellungen von dem, was gerecht und menschlich ist.

Der Behandlung soziologischer Probleme, um die es hier geht, liegt die Überzeugung zugrunde, daß es abwegig und auch nicht ganz freimütig ist, wenn man diese zwei ihrer Funktion nach ganz verschiedenen Aufgaben miteinander vermischt und verwechselt. Es gibt Menschen, die sagen, es ist unmöglich, die vorgefaßten persönlichen Überzeugungen und den wissenschaftlich-theoretischen, den soziologischen Problemansatz auseinanderzuhalten. Jedermann vermische sie. Wir seien alle engagiert. Man ist sich dabei nicht immer ganz klar darüber, welche unausgesprochenen Voraussetzungen man macht, wenn man der Vermischung von Ideal und Theorie bei gesellschaftswissenschaftlichen Untersuchungen das Wort redet. Man unterstellt stillschweigend eine Art von prästablierter Harmonie zwischen gesellschaftlichem Ideal und gesellschaftlicher Wirklichkeit. Das war in der Tat die unausgesprochene Voraussetzung der soziologischen Entwicklungstheorien des 19. Jahrhunderts; das ist die Prämisse der gegenwärtigen Systemtheorien. Diese Auffassung entspricht ungefähr den Vorstellungen von der Natur, wie man ihnen vielfach im 17. und im 18. Jahrhundert begegnet. Danach herrschte die Idee vor, die Natur sei im Grunde derart eingerichtet, daß sie mit dem, was Menschen vernünftigerweise ersieht, übereinstimme, oder mit dem, was ihnen gut und nützlich erscheint. In ähnlicher Weise nehmen es auch viele Theoretiker der Soziologie als selbstverständlich an, daß menschliche Gesellschaften sich entsprechend ihren eigenen Idealen aufbauen oder entwickeln und sich auf diese Weise immer von selbst in einer für sie sinnvollen Weise gestalten.

Hier wird keine derartige Voraussetzung impliziert. Die gesellschaftlichen Abläufe gehen über längere Zeiträume hin

betrachtet blind und ungesteuert vor sich – blind und ungesteuert wie ein Spielverlauf. Die Aufgabe der soziologischen Forschungsarbeit ist gerade, *dem menschlichen Verständnis diese blinden, ungesteuerten Vorgänge näherzubringen*; die Aufgabe besteht darin, sie zu erklären und eben damit Menschen die Orientierung in dem durch ihre eigenen Handlungen und Bedürfnisse herbeigeführten und zunächst undurchschaubaren Verflechtungsgewebe ebenso wie eine bessere Steuerung dieser Vorgänge zu ermöglichen. Aber wie ehemals der Übergang vom geozentrischen zum heliozentrischen Weltbild einen spezifischen Akt der Distanzierung verlangte, so verlangt auch der Übergang von einem Gesellschaftsbild, das um die eigene Person oder die Gruppe, mit der man sich identifiziert, zentriert ist, zu einem Gesellschaftsbild, in dem man selbst und in dem die eigene Gruppe nicht mehr das Zentrum bilden, auch einen spezifischen Akt der Distanzierung. Hierin liegt die Schwierigkeit. Die Unterscheidung zwischen einer solchen soziologischen Distanzierung und einem weltanschaulichen oder ideologischen Engagement, das kurzfristige Gegenwartsprobleme und -ideale in den Mittelpunkt des gesamten Gesellschaftsbildes treten läßt, ist für viele Menschen heute noch im Denken wie im Handeln unvollziehbar. So scheint man oft zu erwarten, ähnlich wie römische Priester einst in den Eingeweiden von Opfertieren, nun in den Eingeweiden der Geschichte eine Offenbarung der Zukunft zu finden. Trotz all dem, was unter unseren eigenen Augen geschah oder geschieht, ist es offenbar noch überaus schwer, sich damit abzufinden, daß die Entwicklungsprozesse der menschlichen Gesellschaft zwar möglicherweise erklärt werden können, daß sie aber keinen vorgegebenen Sinn und kein vorgegebenes Ziel haben – abgesehen von dem Sinn und den Zielen, die Menschen möglicherweise diesen bisher noch im großen und ganzen für sie unkontrollierbaren, blinden Abläufen vielleicht einmal zu geben vermögen, wenn sie diese Abläufe besser zu erklären und zu kontrollieren gelernt haben.

Dabei ist es offenbar für viele Menschen verwirrend, daß der Gang der Gesellschaftsentwicklung in der einen oder anderen Hinsicht in eine Richtung geht, die entsprechend ihrem eigenen Wertsystem »sinnvoll« zu sein scheint. Man denke etwa daran, daß Condorcet (1743-1794), den Comte gelegentlich als seinen »vrai père spirituel« bezeichnete, inmitten der Wirren der Französischen Revolution davon spricht, daß sich die Hoffnungen der Menschen für die Zukunft in drei Punkten zusammenfassen lassen.<sup>49</sup> Die Hoffnung richtet sich erstens auf das Ende der Ungleichheit zwischen verschiedenen Völkern oder Ländern, zweitens auf den Fortschritt in der Richtung auf größere Gleichheit der Menschen innerhalb ein und desselben Landes und drittens auf die Vervollkommnung der Menschen. Wenn man den letzten Punkt vorsichtigerweise beiseite läßt, kann man wohl sagen, daß die Menschheitsentwicklung seit Condorcets Zeit merklich in die von ihm erhoffte Richtung gegangen ist. Aber man sieht oft nicht klar genug das Problem, vor das man sich hier gestellt findet. Die Schübe in Richtung auf eine Verminderung der Ungleichheit zwischen den verschiedenen Völkern und Ländern der Erde, die Schübe in Richtung auf Verminderung der Ungleichheit innerhalb ein und derselben Länder, die sich seit dem Ende des 18. Jahrhunderts vollzogen haben, waren ganz gewiß nicht von irgend jemandem bewußt geplant und zielgerecht in die Wege geleitet worden. Wie erklärt es sich dann – das ist das Problem –, daß in dieser Zeit die von niemandem geplanten oder kontrollierbaren Verflechtungsmechanismen sozusagen blind in die Richtung einer größeren Humanisierung der menschlichen Beziehungen gingen? Erst wenn man sich der Blindheit solcher Abläufe bewußt wird und damit auch der Möglichkeit, daß sie aus uns unbekanntem Gründen einmal in entgegengesetzter Richtung verlaufen könnten, tritt die entwicklungssoziologische Aufgabe der Analyse und Erklärung solcher Prozesse schärfer umrissen aus dem Schatten des Glaubens an eine prästabilisierte Harmonie von Ideal und Wirklichkeit heraus.

Dieses Problem bezieht sich ja nicht nur auf die relativ kurzfristigen Entwicklungsgänge, mit denen man es zu tun hat, wenn man an die großen Veränderungen seit Condorcet denkt; es gibt viele bekannte langfristige Entwicklungstrends, die ebenfalls der Erklärung bedürfen. Da ist etwa der langfristige Trend in Richtung auf größere Differenzierung aller gesellschaftlichen Funktionen, angezeigt durch die Zunahme spezialisierter gesellschaftlicher Tätigkeiten. In engem Zusammenhang damit steht die langfristige Entwicklung zu größerer Komplexität. Da ist der Trend, der von verhältnismäßig kleinen, einstöckigen zu größeren und vielstöckigen Verteidigungs- und Angriffseinheiten führt. Da sind die langfristigen Zivilisationsschübe in Richtung auf größere und gleichmäßigere Zurückhaltung der Affekte oder zu stärkerer Identifizierung von Menschen mit Menschen als solchen – bei geringerer Blockierung durch Schranken der sozialen Herkunft. Da ist, zumindest in Staatsgesellschaften, der Trend zur Verringerung der Ungleichheit in der Verteilung der Machtgewichte. Keiner dieser Trends verläuft geradlinig, keiner ohne oft sehr schwere Kämpfe. An Gesellschaftswandlungen in der entgegengesetzten Richtung fehlt es nicht. Aber gegenwärtig hat es sich eingebürgert, vom gesellschaftlichen Wandel zu sprechen, ohne der Möglichkeit Rechnung zu tragen, daß es gesellschaftliche Wandlungen in bestimmte Richtungen gibt, sei es zu größerer, sei es zu geringerer Differenzierung und Komplexität. Der Begriff der »Gesellschaftsentwicklung« bezieht sich oft nur auf Wandlungen in Richtung auf größere Differenzierung und Komplexität. Aber vielleicht sollte man ihn auf alle gerichteten Wandlungen beziehen. Deren Struktur ist das eigentliche Problem. Viele dieser langfristigen Entwicklungstrends lassen sich trotz aller Schwankungen über Hunderte oder Tausende von Jahren hin verfolgen. Es übersteigt die Macht und die Voraussicht von Menschen, solche strukturierten Wandlungen zu planen und durchzuführen. Wie soll man also die Konsistenz erklären, mit der menschliche Gesellschaften sich über lange

Perioden hin in einer bestimmten Richtung entwickeln? Wie erklärt es sich z. B., daß menschliche Gesellschaften trotz aller Regressionen sich selbst immer von neuem in Richtung auf größere Funktionsdifferenzierung, auf vielstöckigere Integrierung und auf größere Verteidigungs- und Angriffsorganisationen hinsteuern? Man kann kaum hoffen, die soziologischen Probleme zeitgenössischer Gesellschaften in zureichender Weise diagnostizieren und erklären zu können, wenn man kein entwicklungstheoretisches Rahmenwerk besitzt, das es möglich macht, die gegenwärtigen Gesellschaftsformen aus anderen hervorgehen zu sehen und zu bestimmen, wie und warum sie aus anderen in dieser spezifischen Weise hervorgingen. So ist es etwa kaum möglich, eine klare Vorstellung von den unterscheidenden Struktureigentümlichkeiten eines Nationalstaates zu gewinnen, solange man kein theoretisches Modell der Entwicklung dynastischer Staaten zu Nationalstaaten und weiterhin des langfristigen Staatsbildungsprozesses überhaupt besitzt.<sup>50</sup>

Vielleicht ist es nützlich, hier wenigstens ein Beispiel für den Typ der Meßbegriffe zu geben, mit deren Hilfe man verschiedene Stufen sehr langfristiger gesellschaftlicher Entwicklungsreihen bestimmen kann. Zu den Universalien der Gesellschaft gehört die *Triade der Grundkontrollen*. Der Entwicklungsstand einer Gesellschaft läßt sich bestimmen

1. nach dem Ausmaß ihrer Kontrollchancen über außermenschliche Geschehenszusammenhänge, also über das, was wir etwas unscharf als »Naturereignisse« bezeichnen;

2. nach dem Ausmaß ihrer Kontrollchancen über zwischenmenschliche Zusammenhänge, also über das, was wir gewöhnlich als »gesellschaftliche Zusammenhänge« bezeichnen;

3. nach dem Ausmaß der Kontrolle jedes einzelnen ihrer Angehörigen über sich selbst als ein Individuum, das, wie abhängig es auch immer von anderen sein mag, von Kindheit an lernt, sich mehr oder weniger selbst zu steuern.

In ihrer Entwicklung und in ihrem jeweiligen Funktionie-

ren bei einem gegebenen Stand der Entwicklung sind die drei Typen der Kontrolle interdependent. Von den ersten beiden Kontrolltypen kann man sagen, daß das Ausmaß der Kontrollchancen im Laufe der Gesellschaftsentwicklung mit vielen Rückschlägen allmählich zunimmt. Aber es nimmt durchaus nicht in gleichem Maße zu. Für die gegenwärtige Situation der menschlichen Gesellschaften ist es z. B. höchst charakteristisch, daß das Ausmaß der Kontrollchancen über außermenschliche Naturzusammenhänge größer ist und schneller wächst als das über zwischenmenschliche gesellschaftliche Zusammenhänge. Dieser Unterschied spiegelt sich unter anderem in dem Entwicklungsstand der Naturwissenschaften und der Gesellschaftswissenschaften wider. Die letzteren finden sich noch in hohem Maße in einem charakteristischen *circulus vitiosus* gefangen, aus dem sich auf einer früheren Stufe der Gesellschaftsentwicklung auch die Naturerkenntnis auf ihrem Wege von der mythisch-magischen zur wissenschaftlichen Form nur mit großer Mühe herausarbeitete. Kurz gesagt, je unkontrollierbarer für Menschen ein bestimmter Geschehensbereich ist, um so affektiver ist ihr Denken über diesen Geschehensbereich, und je affektiver, je phantasiegesättigter ihr Denken über diesen Geschehensbereich ist, um so weniger sind sie in der Lage, sich sachgerechtere Modelle dieser Zusammenhänge zu bilden und dementsprechend die Zusammenhänge in höherem Maße zu kontrollieren.

Man könnte die Triade der Grundkontrollen auch in herkömmlicher Weise kennzeichnen. Der erste Kontrolltyp entspricht dem, was man gewöhnlich die technologische Entwicklung nennt, der zweite dem, was man oft als Entwicklung der gesellschaftlichen Organisation bezeichnet. Jedenfalls ist die Zwillingserscheinung der zunehmenden Differenzierung und der zunehmenden Integrierung von Gesellschaftsverbänden ein Beispiel für die Ausdehnung dieses Kontrolltyps. Ein Beispiel für den dritten Kontrolltyp bildet der Zivilisationsprozeß. Er nimmt eine Sonderstellung ein,

weil man die Richtung der Entwicklung im Falle der ersten beiden Kontrolltypen etwas vereinfacht als Ausdehnung oder Zunahme der Kontrollen charakterisieren kann. Aber mit den Selbstkontrollen steht es etwas anders. Ein Zivilisationsprozeß ist nur in sehr ungenügendem Maße als eine Ausdehnung der Kontrollen zu kennzeichnen. Gerade weil die Ausdehnung der Naturkontrolle und Veränderungen der Selbstkontrolle nicht weniger interdependent sind als die Ausdehnung der ersteren und die der gesellschaftlichen Kontrollen, ist es vielleicht nützlich, von vornherein vor der mechanischen Vorstellung zu warnen, daß die Interdependenz ganz einfach als eine parallele Zunahme aller drei Kontrolltypen zu verstehen ist.

## 6. Kapitel

### Das Problem der »Notwendigkeit« gesellschaftlicher Entwicklungen

Wenn man langfristige Entwicklungsreihen wie die der zunehmenden Naturkontrolle oder die der fortschreitenden Arbeitsteilung erwähnt, dann begegnet man immer wieder der Frage nach der »Notwendigkeit« solcher Entwicklungsprozesse.

Heute scheint es vielen Menschen selbstverständlich, daß die Darstellung eines langfristigen Trends des Figurationsstromes in der Vergangenheit ohne weiteres eine bestimmte Vorhersage für die Zukunft impliziert. Wenn man einen langfristigen Zivilisationstrend in der Vergangenheit nachgewiesen hat, findet man häufig, daß Menschen es als selbstverständlich annehmen, man wolle damit nachweisen, daß Menschen auch in der Zukunft immer zivilisierter werden müssen. Ein Modell, das aufzeigt, wie und warum eine Figuration weniger zentralisierter und differenzierter Gesellschaftseinheiten früherer Zeiten sich in eine höher zentralisierte und kompliziertere Figuration verwandelte, erweckt leicht die Vorstellung, der Untersuchende habe bei einem solchen Forschungsunternehmen seine Wünsche und seine Zielsetzungen für Gegenwart und Zukunft in die Vergangenheit projiziert; er habe sich um die Ausarbeitung eines Modells des Staatsbildungsprozesses deshalb bemüht, weil er dem Staat einen besonderen Wert beimesse und darlegen wolle, daß dem Staat auch in aller Zukunft eine besondere Wichtigkeit zukommen werde. Man kann sich kaum um die Ausarbeitung von empirisch fundierten Modellen einer gesellschaftlichen Entwicklung bemühen, ohne daß sich diesem Bemühen immer von neuem Argumente in den Weg stellen, die sich zum guten Teil bei der Abwehr gegen die Entwicklungsmodelle früherer Generationen eingebürgert haben.

Generäle, so sagt man zuweilen, planen den neuen Krieg,